



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Verlorene Posten deutscher Colonisation : 1. Polnisch Livland.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Verlorene Posten deutscher Colonisation.

### 1. Polnisch Livland.

„Um Petersburg herum liegt ein weiter Raum, den man gewöhnlich Rußland nennt“. — Dieses böshafte Wort eines „vormärzlichen“ russischen Schriftstellers enthält die Quintessenz der Vorstellungen, welche sich ein großer Theil der Bewohner Westeuropas noch heute von dem großen Reich des Ostens macht, das hinter den ominösen Schlagbäumen von Wirballen oder Tauroggen seinen Anfang nimmt. Was jenseit dieser von Kosaken gehüteten schwarz-gelb-weißen Pfähle liegt, bildet selbst für einen großen Theil der Deutschen, welche sich rühmen, am besten unter allen Völkern unseres Welttheils Bescheid zu wissen, eine ununterscheidbare Masse von Ländern und Nationen, nach denen zu fragen der Mühe kaum verlohnt: Moskau — Petersburg — das ehemalige Polen — allenfalls noch Kurland — diese Namen hat man in der Schule gelernt, sie bilden die Dafen innerhalb der Wüste, welche man sich unter dem Namen „Rußland“ denkt und mit ihnen verbinden sich unklare Vorstellungen von weiten, selavenbewohnten Ebenen, aus deren undurchdringlichem Nebel Bajonette und Kuppeln griechischer Kirchen blitzen. In früherer Zeit war es anders. Als noch nicht rasende Gitzüge, sondern schwerfällige Post- und Diligencewagen den Reisenden in fünftägiger Fahrt von Tauroggen über Schaulen, Mitau, Riga, Dorpat und Narwa nach Petersburg führten, hatte der aufmerksame Beobachter Zeit und Gelegenheit, wahrzunehmen, daß es eine ganze Anzahl kleiner, von einander scharf unterschiedener Welten sei, die er zu durchwandern habe, ehe er an das Newaufer kam, und daß die Bezeichnung „Rußland“, welche er aus der Heimath mitgenommen, auf keine derselben recht paßte. Hatte der Reisende irgend Augen und Ohren für ethnographische Unterschiede, so konnte er inne werden, daß es drei verschiedene Völkergebiete waren, die an seinem Auge vorüberzogen und daß sich, bevor er die Vorstädte Petersburgs berührt, in keinem derselben Anzeichen echtrussischen Lebens entdecken ließen. Hier waren es Polen und Litthauer, dort Deutsche und Letten, weiter nach Norden schwarzköpfige Esthen, welche ihm begegneten; die erste Tagereise führte ihn an katholischen Kirchen und Kalvarienbergen vorüber, dann reiste er

Tage lang durch Länder, von deren Kirchthürmen der lutherische Hahn treuherzig hinabschaute, und erst wenn er zwischen Narwa und der alten Tatarenfeste Zwangorod die reizende Narowa überschritten hatte, wurden die Kuppeln byzantinischer Tempel und die zweimal durchbrochenen griechischen Kreuze vorherrschend und fand er endlich jene rothhemdigen, vollbärtigen russischen Gestalten vor, mit denen seine freigebige Phantasie alles Land der unermesslichen sarmatischen Ebenen bevölkert hatte.

Von einem dieser auf der Grenzscheide occidentalen und slavisch-orientalischen Lebens liegenden Culturgebiete, dem die drei Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland umfassenden baltisch-deutschen, haben die „Grenzboten“ jüngst (1867, IV) ausführlich berichtet, um die Erinnerung an die einstige Gemeinschaft Deutschlands mit der versprengten nordischen Colonie wachzurufen und an derselben die unbesiegbare Zähigkeit deutscher Art nachzuweisen. Zwischen der Südgrenze Kurlands und der äußersten Nordostmark des preussischen Staats liegt ein breiter Landstrich, von den Enkeln der Samogitier (Samaiten, Schmuden) und der über diese herrschenden Polen bewohnt, der das weite deutsche Colonisationsgebiet, welches sich von den sumpfigen Niederungen der Weichselmündung bis zum felsigen Ufer des finnischen Meerbusens erstreckt, gewaltsam durchschneidet und wesentlich dazu beigetragen hat, daß die noch am Ende des 15. Jahrhunderts ihrer Vollendung nahe gebrachte Herrschaft unseres Volkes über das baltische Meer ein Traum geblieben ist. Von dem östlichsten Ausläufer dieses Landes, dem sog. polnischen Livland, welches heute Russen und Polen, die einen im Namen des Nationalitätsprinzips, die andern in dem stolzen Bewußtsein, Träger seiner Cultur gewesen zu sein, in Anspruch nehmen, soll in den nachstehenden Blättern ein flüchtiges Bild entworfen werden. Auch an seinen Boden knüpft sich ein Stück deutscher Geschichte, auch hier ist der römisch-deutsche Kaiser einst Herr gewesen, aber nur mühsam lassen sich diese Trümmer deutscher Vergangenheit aus dem Schutt, der sie bedeckt, herausgraben. Orientiren wir uns zuvörderst über seine Grenzen und die Bevölkerungsverhältnisse, welche für seine Zukunft bestimmend sein werden.

Das ehemalige Großfürstenthum Litthauen, welches die heutigen Gouvernements Grodno, Kowno, Wilna, Minsk, Witepsk umfaßt, zerfiel zu polnischer Zeit in die drei Landschaften Litthauen (Woyewodschaften Wilna und Troki), litthauisch Neußen (Woyewodschaften Schwarzrußland, Weißrußland, Meisclaw, Witepsk, Smolensk, Polozk und polnisch Livland) und Samogitien. Zwei dieser Provinzen, das ehemalige Samogitien und polnisch Livland waren dem Besitz des deutschen Ordens entrisen worden, die erstere beim Beginn des fünfzehnten, die letztere im siebzehnten Jahrhundert.

Während die Düna sonst die äußerste Nordgrenze der polnischen Herrschaft bildete, und es den Polen ebenso wenig wie den alten Litthauern ge-

lingen wollte, auch nur die schmalen, langgestreckten Bisthümer Kurland und Semgallen zu übersluthen und sich dadurch einen Weg an die Ostsee oder den rigaschen Meerbusen zu bahnen, waren die vier östlichen Voigteien des alten Livland Dünaburg, Rositten, Rußen und Marienhausen, nach Beendigung des polnisch-schwedischen Erbfolgekrieges durch den Frieden von Oliva (1660) an Polen abgetreten und in den folgenden hundert Jahren polnischer Herrschaft beinahe vollständig polonisiert und katholisiert worden. Am 13. Januar 1773 „im Namen der einen und untheilbaren heiligen Dreieinigkeit“ mit Rußland verbunden, bildet diese etwa 280 □ Meilen große, von zweimalhunderttausend Menschen bewohnte, von den Russen „Inlandija“ genannte Landschaft heute einen Theil des Gouvernements Witepsk und hat in dieser Eigenschaft an allen Geschicken des ehemaligen Polen treulichen Antheil genommen. Dieser vergessene Winkel, der seit Jahrhunderten von der Heerstraße der Cultur abliegt, in dem es keine Städte von irgend welcher Bedeutung gibt, in welchem keine der um seine Herrschaft ringenden Nationen, weder die deutsche, noch die polnische oder russische jemals dazu gelangt ist, dauernden und wahrhaft civilisatorischen Einfluß zu erlangen, und dem das traurige Loos zu Theil geworden, plötzlich von der höheren in eine niedere Entwicklungsstufe herabgezerrt zu werden, bildet ein ethnographisches und culturgeschichtliches Curiosum, wie es — nicht eben zum Schaden der Menschheit — einzig in seiner Art ist. Im Westen an den ärmsten und zurückgebliebensten Theil Livlands grenzend, im Süden dem halb polonisierten curischen Oberlande benachbart, nördlich von dem russischen Gouvernement Pleskau (Pskow), östlich von Witepsk umschlossen, bietet dieses Land eine Musterkarte verschiedener Völkerschaften, welche sämmtlich durch ihre traurigsten Exemplare vertreten sind. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ein Theil des livländischen Ordensstaats, nahm „Inland“ durch Jahrhunderte an der Entwicklung haltisch-deutschen Lebens den vollständigsten Antheil. Seine lettischen Bewohner mußten seit dem 12. Jahrhundert den Druck der auf ihren weiter westlich wohnenden Landsleuten ruhenden Leibeigenschaft theilen; eine Reihe stolzer Burgen, deren ursprünglich deutsche Namen sich noch heute aus der polnischen Verstämmelung erkennen lassen, bildeten die Sitze der Ordensvögte, Aebte und Vasallen, welche über dem Lande walteten, und unter denen die im J. 1277 angelegte Dünaburg die vornehmste war. Auf den weiten, mit dunkeln Tannenwäldern bedeckten Ebenen dieses Landes wurde mancher blutige Strauß gegen die von Osten andrängenden Russen und Litthauer ausgefochten, die diese nur schwach bevölkerten, größerer Städte entbehrenden östlichen Voigteien mit Vorliebe zum Angriffspunkt wählten. Von den Hauptstätten der deutschen Gesittung weitabliegend zählten die Flecken Marienhausen, Rußen und Dünaburg nur spärliche deutsche Bürger und ihre

lettischen Anwohner wurden von den Einflüssen germanischer Bildung ungleich weniger berührt, als die Stammesgenossen an der Dünamündung oder der Aa. Früh an unbedingten Gehorsam gegen den Willen ihrer stolzen Beherrscher gewöhnt, waren sie im 13. Jahrhundert wenigstens dem Namen nach katholische Christen, im Zeitalter der Reformation Lutheraner geworden. Dann kamen die blutigen Zeiten des russischen Einfalls und des polnisch-schwedischen Erbfolgekrieges, der den zu allen Zeiten höchst bescheidenen Wohlstand des Landes vernichtete und alle Bande der Zucht und Gesittung, welche die wenigen, in diese Einöden versprengten lutherischen Geistlichen um ihre Pfarrkinder geschlungen hatten, plötzlich auflöste.

Als der Krieg beendet war, wurde das Land den Polen übergeben: während Gustav Adolph dem westlichen Livland die Segnungen protestantischer Entwicklung erschloß, die Leibeigenschaft durch strenge Gesetze gegen die adlige Willkür eingeschränkt, der livländische Grund und Boden katastrirt und ein geordnetes Kirchen und Schulwesen geschaffen wurde, das sich bis heute erhalten hat und dem das Lettenvolk seine gesammte sittliche und intellectuelle Kultur schuldet, verfolgten die polnischen Beherrscher „Inlands“ nur das eine Ziel vollständiger Ausrottung des protestantisch-deutschen Wesens, welches hier ohnehin kaum Wurzel geschlagen hatte. Harte Staroste und hochmüthige Woyewoden zogen die in den Wirren des Krieges schlaff gewordenen Zügel der Leibeigenschaft aufs Neue an und zwängten die unglücklichen Letten in jene Stufe der Thierheit herab, welche in Litthauen und Polen für den Normalzustand des Bauern galt, während jesuitische Arglist die protestantischen Kirchen zerstörte und das apathische Landvolk in den Schoß der alleinseigmachenden zurückführte. — Auf ihren Edelftzen zerstreut, durch den Jammer des Kriegselends verwildert, von keinem Bürgerthum unterstützt und getragen, waren die deutschen Barone außer Stande, dem Andrang des polnisch-katholischen Wesens wirksamen Widerstand zu leisten: nach einem halben Jahrhundert waren sie zu polnischen Pans geworden, die sich für die zügellose Junkerfreiheit der königlichen Republik begeisterten, — von den Landboten und Castellanen Litthauens und Samogitiens nur noch durch den deutschen Klang ihrer Namen zu unterscheiden. Die Geschlechter der Borg, Syberg, Plater, Paulin-Rosenschild u. s. w. sind seit zwei Jahrhunderten in den polnischen Adel übergegangen, sie halten bis heute treu zur polnischen Sache, und die bald hundertjährige russische Herrschaft über polnisch Livland hat nicht vermocht, den Einfluß des polnischen Elements zu brechen und diesen durch russischen zu ersetzen. Nur mühsam läßt sich aus den Namen der Ortschaften dieses Landes auf den Ursprung derselben schließen; aus Kositten ist Kocziza, aus Luken Lugin, aus Warkland Warclány, aus Drissen Dryzany geworden und selbst die unverändert gebliebe-

nen deutschen Namen Dünaburg und Marienhausen werden mit polnischer Betonung Dünaburch und Marjengause ausgesprochen. An den Aufständen von 1831 und 1863 haben die „Inländer“ nach Kräften Theil genommen und es dadurch selbst verschuldet, daß sie das harte Schicksal, welches die Murawjew und Kaufmann Litthauen bereiteten, mittragen mußten. Polnisch Livland gehört zum Gouv. Witepsk und hat demgemäß den Belagerungszustand, die militärische Dictatur der Kreiscommandeure, das harte Ablösungsgesetz und die unerforschlichen Contributionen von 1863, 64 und 65 dulden müssen. Gleich den Weißrussen und Litthauern wurden auch die Ketten von polnisch Livland gegen ihre Herren unter die Waffen gerufen und in die Drushina (Miliz) eingeordnet, welche den russischen Truppen im Kampf gegen die polnischen Banden Beistand leisten sollte.

Der Gegensatz zwischen deutsch-protestantischen und polnisch-katholischen Einflüssen läßt sich kaum irgendwo deutlicher verfolgen, als bei dem Uebergang von livländischem auf inländischen (polnisch-livländischen) Boden. Das Volk, welches hüben und drüben den Boden bearbeitet, ist dasselbe — und doch glaubt man sich in eine andere Welt versetzt, wenn man bei Kreuzburg (einer Station der Riga-Dünaburger Eisenbahn) das deutsche Livland verlassen hat. Ein Theil der Bewohner dieser reichen Grenzstarosteie ist zwar in Folge des zufälligen Umstandes, daß seine Besitzer dem kurländischen Geschlecht der Freiherrn von Korff angehörten, lutherisch geblieben, aber auf den ersten Blick läßt sich erkennen, daß dem Lutherthum der Kreuzburger die nothwendige Supplemente protestantischer Entwicklung, politische Freiheit und ein geordnetes Schulwesen, Jahrhunderte lang gefehlt haben. Die Bauernhäuser werden niedriger und schmutziger, nach Rauchfang und Glasfenster sieht man sich vergeblich um, die Straßen, welche die Wohnungen der Menschen verbinden, sind schlecht erhalten, entbehren der Brücken und der Grabeneinfassung; das reinliche blaugraue Kleid, an welchem der Letzte allenthalben zu erkennen ist, verwandelt sich in ein schmutziges Grau, die Füße des Wandrers sind nicht mit Ledertiefeln, sondern mit Bastisandalen bedeckt und der scheue, mißtrauische Blick, mit welchem der Bauer den „Herrn“ betrachtet, der sich in sein Land verirrt hat, verräth die Gewöhnung der Abhängigkeit. Je weiter man nach Osten vordringt, desto unheimlicher wird der Eindruck, den die Landschaft ausübt: Wald auf allen Seiten, Wasser in den zahllosen Tümpeln, Teichen und Seen, welche das Land zerreißen, häufig auch auf den mangelhaft bearbeiteten, schlechtangebauten Feldern. Die Bauern leben, wie in Liv- und Kurland, auf versprengten Gehöften, aber es fehlen die sichern, festen Abgrenzungen und Arrondirungen, welche Livland der schwedischen Epoche zu danken hat, es fehlt das sittigende Beispiel des Gutsherrn und des Predigers, vollends seit die Niedererschlagung des

Auffstandes von 1863 jede Spur aristokratischer Autorität vernichtet und den Bauer, der noch vor zehn Jahren Sklave war, in eine Herrschaft eingesetzt hat, die er einzig mit Juden und niederen russischen Beamten theilen muß. Allenthalben, an Schlagbäumen, Schenken, Gerichtsstuben und Quartierhäusern sind die alten polnischen Aufschriften frisch übertüncht und durch russische ersetzt, aus denen sich die polnischen und deutschen Namen der Güter und Flecken nur mühsam herausbuchstabiren lassen. Dünaburg und allenfalls Kreuzburg ausgenommen, giebt es in dem gesammten, 280 □ Meilen umfassenden Lande keine Ortschaften, welche den Namen von Städten verdienen — elende, in Roth und Armuth versumpfte Flecken und Sloboden, fast ausschließlich von Juden bewohnt, in deren Händen sich Verkehr, Handel und Geschäft concentriren, nehmen hier die Stelle von Culturemportien ein. Der deutsche Handwerker, dem man bis an die sibirische Grenze hin überall in Rußland begegnet, hier ist er trotz der nahen Nachbarschaft der Städte des livländischen Ostens nur sehr ausnahmsweise zu finden, denn die rohen, gefesselten Zustände des unter einem ewigen Belagerungszustand begrabenen Landes machen friedlichen Verkehr, Ruhe, Sicherheit und ehrlichen Erwerb vollständig unmöglich und verschrecken den friedlichen und friedensbedürftigen Gewerbsmann. Es bedarf der Zähigkeit, Gewissenlosigkeit und Geschmeidigkeit des Juden, um unter Verhältnissen dieser Art den Muth nicht zu verlieren und ein Geschäft zu wagen; darum sind die Begriffe Jude und Geschäftsmann zwischen Kreuzburg und Dünaburg von jeher identisch gewesen. Das Geschäft aller Geschäfte ist hier freilich Branntweimbrennen und Branntweinschenken. Die Mehrzahl der menschlichen Wohnungen, welche die einsame längs der elenden Landstraße nach Luczin oder Keczija sich hinziehende Wildniß unterbrechen, gehört jüdischen Herbergsvätern an, welche zugleich Fehler, Aufkäufer, Gütermäkler und, wo es größere Truppenabtheilungen gibt, Lieferanten und Kuppler sind und von früh bis in die Nacht den grünen Faselbranntwein in schmutzige Gläser füllen, die rasch geleert werden. In der einen großen Schenkstube, welche an den „Stadoll“ (Stall und Wagenraum) des Kruges stößt, sitzen an großen Tischen Männer verschiedener Nationen. Den Hauptisch haben polnische Edelleute besetzt, die vom Jagdzug oder vom Besuch in dem benachbarten Flecken heimkehren und hier bei einem Glase Punsch rasten, — hohe, blasse, schnurrbärtige Gestalten von melancholisch-stolzem Aussehen, die ihre Gedanken in französischer Sprache austauschen, weil ihnen der Gebrauch des Polnischen bei Strafe verboten ist und an dem Nachbartisch eine Gruppe von Gendarmen- und Linienoffizieren um den Samowar (Theemaschine) sitzt und über die unerträgliche Langeweile des ländlichen Garnisonsorts klagt, der ihrer Ueberwachung anvertraut ist. Inmitten der Polen findet sich wohl auch ein oberländischer Baron, der trotz der Paßschwierigkeiten, die jede

Bewegung auf früher polnischem Gebiet einengen, hinübergekommen ist, um mit den schwerkgeprüften Pans hinter flüchtigen Hasen und unermüdeten Füchsen zu jagen. Der derbere Knochenbau, die ungebrochen stolze Haltung, die gebräunte frische Gesichtsfarbe und das gesunde Lachen, welches dem leise geflüsterten Bonmot des blassen gräßlichen Nachbarn von Warflany oder Kreslaw erschreckend laute Antwort gibt, bekunden den deutschen Aristokraten, der es gewohnt ist, wo er erscheint, Herr zu sein, und der sich niemandem beugt, als dem Genossen, den er sich selbst zum Kreismarschall oder Oberhauptmann erwählt hat. Er weiß, daß ein zweistündiger Ritt ihn in die Sicherheit der heimischen Erde zurückführen kann, und darum hält er sich das Gefühl der Beklemmung vom Leibe, das auf seine Umgebung drückt, die sich allenthalben unter dem Damoklesschwert des Belagerungszustandes fühlt. Weiter zur Wand hin steht ein großer, mit Branntweinflaschen reich bedeckter Tisch, an welchem sich eine Schaar Bauern gesammelt hat, um mit dem jüdischen Händler, der seine Waaren austramt, zu schachern, kleine kräftige Gestalten in aschgrauen Röcken, die sich alle Mühe geben, durch lautes Lachen und ungezwungene Reden bemerklich zu machen, daß sie ihre nur wenig Schritte weiter sitzenden ehemaligen Herren nicht mehr zu fürchten brauchen. Die Sprache, welche diese Männer reden, ist eine Mundart des Lettischen, wie es im litwändischen Osten gesprochen wird, aber doch von diesem unterschieden, weil mit zahlreichen Polonismen versetzt und durch eine Anzahl Wendungen bereichert, welche dem Litthauischen entnommen sind; dazu macht sich geltend, daß diese Sprache des ordnenden Einflusses der Schule entbehrt, und daß sie keinen Schatz an Kirchenliedern und religiösen Schriften besitzt, der die Gedanken der Sprechenden veredelt, ihre Sprechweise gereinigt hätte. Der katholische Pater, der hier statt des lutherischen Pastors waltet, hat nur selten Zeit und Neigung verspürt, auf die Bildung seiner Pfarrkinder einzuwirken, in der Neuzeit darf er kaum wagen, mit denselben außerhalb der Messe und Beichte überhaupt zu verkehren. Als Pole ist er ohnehin politisch verdächtig und läuft bei dem geringsten Conflict mit den kommandirenden Offizieren des Bezirks ernstliche Gefahr, seines Amtes entsetzt und durch einen Geistlichen der griechischen Kirche ersetzt zu werden. Selbst der mit lateinischen Lettern gedruckte insländisch-lettische Kalender, den er sonst an seine Diöcesane zu vertheilen pflegte, und der neben dem Brevier die einzige Lecture des Bauern bildete, ist neuerdings wegen seiner polnischen Orthographie verpönt worden. An seine Stelle soll ein mit russischen (cyrillischen) Lettern gedrucktes Buch treten, um symbolisch die Wiederherstellung des russischen Einflusses „im Gouvernement Witepsk“ abzubilden; aber das Volk kann die neuen Schriftzeichen nicht verstehen und hat nur zwischen den aus Tilsit eingeschmuggelten preussisch-litthauischen Kalendern oder gänzlichem

Verzicht auf die Lesekunst zu wählen. Kein Wunder, daß die Schenken immer größere Anziehungskraft gewinnen und daß ihre Anzahl zum Heil der in die Staatskasse fließenden Branntweinsteuereinnahme beständig zunimmt. — Zwischen den Polen, Letten, Juden und Russen, wie sie uns in den Schenken an der Reschizaer Straße begegnen, findet sich noch der litthauische Bettler, der, in schmutzige Lumpen gehüllt, rings das Land durchstreift, unaufhörlich die Melodie jenes schwermüthigen Liedes wiederholend, dessen ominöser Refrain

„Schade, daß die schöne Sonne  
Auch zu uns von Osten kommt“

dem Reisenden in allen litthauisch-polnischen Ländern unfehlbar anklingt — und endlich der Zigeuner, der den jüdischen Pferdehändlern als unvergleichlicher Pferdedieb gefährliche Concurrrenz macht, übrigens nur im Winter das schützende Dach des Kruges aufzusuchen pflegt, den Sommer über mit Weib und Kind in Busch und Bruch seine Zelte und Wagenburgen aufschlägt. Die Gesetzlosigkeit der inländischen Zustände läßt namentlich den an Kur- und Livland grenzenden westlichen Winkel dieses Landes allen Vagabunden und Gaunern des Dünathals als Paradies erscheinen, und selbst in der Umgegend der von Kanonen starrenden Festung Dünaburg ist die Unsicherheit so groß, daß der oberländische Gutsbesitzer, wenn er nachts durch den Wald reitet, einen Revolver in den Sattel steckt und während der dunklen Herbstnächte ein paar beurlaubte Kosacken willig macht, sein Haus und seine Wirthschaftsgebäude vor den Wegelagerern, die aus Inland hinüberkommen, zu bewachen. Sogar für das dreißig Meilen weiter nach Westen, in Riga und dessen Umgebung gestohlene Gut haben seit Eröffnung der Riga-Dünaburger Eisenbahn die Diebshöhlen Dünaburgs und seiner Nachbarsflecken eine magische Anziehungskraft, und die livländischen Polizeibehörden wissen aus uralter Erfahrung, daß die Diebspuren, die nach polnisch Livland führen, am Eingang der Thore von Dünaburg, Kresslav oder Drissa mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt werden, den höchstens der Nachtspruch eines mächtigen Generalgouverneurs, niemals aber die Requisition der ordinären Behörde zu lüften vermag.

Schwach bevölkert und schlecht angebaut bieten die Ebenen, welche sich vom Dünauer nördlich nach Pleskau, östlich nach Witepsk dehnen, selbst in der schönen Jahreszeit einen trostlosen Eindruck. Wo sich das Dunkel der Wälder lichtet, welche zum Lubahnschen See hin wahrhaft unzugänglich werden und in denen noch das Glenn, der zottige Bär und der grimme Wolf hausen, wechseln schmutzige Bauerhäuser mit großangelegten Edelhöfen, deren „schäbige Gentilität“ von dem abnehmenden Wohlstand des durch die plötzliche Aufhebung der bäuerlichen Lasten schwer getroffenen Adels Zeugniß ablegt.

Im Innern dieser Edelhöfe findet sich das Bild jener polnischen Wirthschaft wieder, welches weltbekannt ist, hie und da durch die ordnende Hand eines deutschen Inspectors oder Gutspächters gemildert, der aus dem „Schwedischen“ (so nennt der gemeine Mann das eigentliche Livland häufig noch) herübergekommen ist, in der Regel um nach einigen Jahren mit seinen Ersparnissen in die Heimat zurückzukehren. Die altpolnischen Zustände sind in der Auflösung begriffen, neue haben sich noch nicht gebildet; der Adel ist verarmt und um alle Autorität gebracht, die Geistlichkeit hat Mühe, sich gegen den zunehmenden Einfluß der griechischen Propaganda zu wehren und muß schweigend dulden, daß ihre Klöster geschlossen, ihre Kirchen in Wohnstätten des orthodoxen Ritus verwandelt werden. Die russischen Offiziere und die ihnen zugegebenen Civilbeamten sehen sich als Fremdlinge an, die mit Sehnsucht den Augenblick abwarten, in welchem sie abgelöst werden —, die wahren Beherrscher des Landes sind die Juden geworden, in deren Händen sich aller Handel und alle bewegliche Habe befindet und die nur durch ein Zwangsgesetz verhindert werden, die Güter der ihnen sonst mit Leib und Seele verpfändeten Gutbesitzer und Bauern an sich zu nehmen. Nirgend bietet sich dem Blick des Wandrers ein Bild wirklichen Behagens, nirgend läßt sich eine bestimmt ausgeprägte Nationalität, die Grundlage einer aufstrebenden Cultur entdecken; — polnische, russische, litthauische, lettische und jüdische Einflüsse verbinden sich zu einem farblosen Chaos, über welches ein System neu ausgedonnener gouvernementaler Reglementirungen vergeblich die verhüllende Decke zu werfen bestrebt ist. Jeder, den Geschäfte oder amtliche Pflichten in diesen verkommenen Winkel geführt haben, ist froh, wenn er den Staub, oder richtiger gesagt, den Roth der insländischen Erde von seinen Füßen schüttelt und den Dünaburger Bahnhof erreicht, von dem aus der Weg in die Culturwelt zurückführt, freilich nur, wenn der Reisende sich den zahlreichen Gensdarmen und Kosaken, die säbelklirrend auf dem Perron auf- und niederschreiten, als politisch ungefährlich und gehörig „verpaßt“ legitimiren kann. — Dünaburg selbst, der von angeblich 27,000 Menschen bewohnte Hauptort des Landes, verdient den Namen einer Stadt nur bedingungsweise. Vergeblich sieht sich der Reisende, der von Riga mit der Eisenbahn angelangt und durch den Ruf „Dünaburg“ aus dem Schlummer geweckt worden ist, in den ihn die melancholische Landschaft eingewiegt hatte, — nach gepflasterten Straßen, bürgerlich wohnlichen Gebäuden und den übrigen Merkmalen städtischer Gesittung um; vor ihm liegt in tiefem Flugsand vergraben eine regellos aneinander gekettete Masse elender strohbedeckter Holzhütten, aus denen triefäugige Juden und schnapsgeröthete Soldaten neugierig heraussehen, nur mühsam entdeckt das Auge in nebliger Ferne die Thürme und Kuppeln der Citadelle, welche verächtlich auf das unter ihr liegende

Häusermeer der Stadt und der Griwa (Dünavorstadt) herabsteht. Wehe dem kühnen Pilger, der hier zu übernachten die Absicht hat. Die Bahnhöfe enthalten keine Fremdenzimmer und die Citadelle ist jedem Privatmann wie mit sieben Siegeln verschlossen; hat ihn die federlose Droschke des jüdischen Factors, der er seine Glieder anvertraut, eine halbe Stunde lang durch den Roth endloser Gäßchen und Straßen geführt, in denen schmutzige Hütten mit gelbgetünchten Regierungsgebäuden wechseln, so hält er endlich vor einem sogenannten Hotel. Ein schmutziges Hofthor öffnet sich langsam knarrend und ein schielendes altes Weib führt den Gast durch eine Welt widerwärtiger Abfälle und Misthaufen, die den Hof erfüllen, eine dunkle Hühnersteige hinauf in einen unheimlichen Corridor, dessen widrig süßer Geruch die Nähe der Küche verräth. Im Gastzimmer, einem rauchgeschwärzten viereckigen Raum, vor dessen mit grünlichem Glas ausgestatteten Fenstern die Sonne ihr leuchtendes Antlitz zu verhüllen gewohnt ist, spielt ein Infanterieoffizier mit dem von Fett glänzenden Marqueur Billard; an den Wänden, deren unterer Theil mit Wanzen dicht bedeckt ist, hängen grell illuminirte schlechte Lithographien, welche den Einzug der Russen in Paris, oder die Einnahme Schumlas verherrlichen, neben ihnen prangt das in russischer, polnischer, französischer und deutscher Sprache verkündete Reglement für Billardspieler. Aus dem Sousterrain, das für die patres minorum gentium bestimmt ist, schallen rohe in all den landesüblichen Sprachen ausgestoßene Flüche hinaus, untermischt mit Liebkosungen, welche dem lettischen Schenk mädchen gelten. Sie bekunden, daß das gastliche Haus des Pan Berkovicz Raum hat und Wohnungen für stärkungsbedürftige Vertreter der verschiedensten gesellschaftlichen Schichten. Von den Nahrungsmitteln, welche dem Hungrigen dargeboten werden, sind nur Thee und Eier genießbar, weil der Verfälschung und Unreinlichkeit des Kochs und Kellners unzugänglich — Brod und Fleisch kehren, wenn der Gast noch nicht gehörig acclimatist ist, unberührt an die Stätte ihrer Entstehung zurück. Dafür sind alle erdenklichen Schnaps- und Liqueurgattungen in bester Qualität zu haben und selbst eine Flasche Champagner weiß der dienende Geist zu beschaffen, wenn er errathen hat, daß dem Consumenten vor allem an Lebensmitteln gelegen ist, die die Luft des Landes noch nicht berührt hat. In das Schlafzimmer geführt, geht der Gast, wenn er nur einige Divinationsgabe besitzt, an dem Bett rasch vorüber, ohne dasselbe auch nur eines Blicks zu würdigen. Er wirft sein Plaid über das Ledersopha, löscht die qualmende Talgkerze, die ihren trüben Schimmer über das unheimliche Gemach verbreitet hat, mühsam aus und versucht zu schlafen, was ihm selbstverständlich nur nach Anwendung eines geheimnißvollen, die übrigen Bewohner des Zimmers beschwörenden Pulvers gelingt. Das verdächtige Geräusch, das aus dem Corridor und aus dem Sousterrain an sein Ohr schlägt, legt ihm, wenn

er keinen Revolver besitzt, Gedanken an die Endlichkeit alles menschlichen Daseins und die Begehrlichkeit irdischer Güter ziemlich nahe, — aber er ist ermüdet und dämmert allmählig ein. Beim Anbruch der Nacht wird er durch Kanonendonner und Trommelschlag plötzlich geweckt: die Citadelle donnert ihren Abendgruß in die öde Finsterniß hinaus und der Zapfenstreich verkündet, daß abends nach 9 Uhr Ruhe die erste Bürgerpflicht ist. Frühmorgens sind es die Glocken der fünfkuppeligen griechischen Festungskathedrale, die den trägen Schläfer wecken und das furchtsame Geläute der katholischen und der evangelischen Kirche klingend übertönen. — So sieht es in den besseren Gasthäusern der großen Stadt Dünaburg aus — die einzige menschenwürdige Wohnung soll das boarding-house sein, welches die englischen Beamten der riga-dünaburgschen Eisenbahn für sich und ihre deutschen Kollegen erbaut und mit brittischem Comfort ausgestattet haben.

Auf dem Platze, der heute von der Citadelle eingenommen wird, war im Jahre 1277 die Dünaburg des Ordens der deutschen Herren angelegt worden, nach welcher der Ort seinen Namen hat. Ihre Spuren sind längst ebenso vom Erdboden verschwunden, wie die deutschen Bürgerstühle, die unter dem Schutz der Feste gebaut worden waren, ihrer Bestimmung, den östlichsten Vorposten baltisch-deutscher Cultur abzugeben, aber freilich nur drei Jahrhunderte lang entsprechen konnten. 1576 von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch mit Sturm genommen und vollständig zerstört, wurde Dünaburg von den Polen neu aufgeführt, um dann im Laufe eines Jahrhunderts zweimal von den Schweden (1625 und 1655), einmal von den Russen nach hartnäckiger Vertheidigung erstürmt zu werden. Als die Generale Katharinens 1772 von dem alten Sitze der Ordensvögte dauernden Besitz nahmen, hielten sie einen vollständigen Neubau nothwendig, um an diesem Platze einen Stützpunkt für die russische Regierung zu gewinnen. Damals wurde jener, aus einem einzigen 360 Faden langen Gebäude bestehende Brückenkopf mit seinen überaus starken Mauern angelegt, den Dubinot im Juli 1812 zwei Tage lang vergeblich beschoß; vierzehn Tage später fiel die Festung in die Hände Macdonalds, der bekanntlich das Armeecorps commandirte, dem auch die von York geführten Preußen eingereicht waren. — Gegenwärtig dient die Citadelle zur Aufbewahrung zahlreicher, meist mit politischen Verbrechen behafteter Gefangener, die von einer starken Besatzung bewacht werden. Tausende todesmuthiger Polen haben hier den Wahnsinn gebüßt, mit welchem sie sich im Februar 1863 gegen die russische Macht erhoben, da diese eben im Begriff war, mit dem Königreich Polen Frieden zu schließen; von Dünaburg aus wurden sie in das Innere des Reichs oder in die schweigsamen Ebenen jenseit des Ural abgeführt, das alte polnische Livland aber blieb das russische Gouvernement, zu welchem es schon im Jahre 1772 gemacht worden war.

Von den buntscheckigen Bevölkerungsverhältnissen dieses der deutschen Cultur für immer verloren gegangenen Landes entwirft Erkerts („Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie des Polonais“ St. Pétersbourg 1863) ein ziemlich anschauliches Bild. Man zählte nach statistischen Erhebungen von 1858 etwa 20,000 Polen, 140,000 Letten, 15–20,000 Juden, ebenso viel Russen, wenig mehr als 2–3000 Deutsche, und diese Angaben möchten trotz der Veränderungen, die sich inzwischen vollzogen haben, im Großen und Ganzen noch gegenwärtig zutreffen: möglich, daß die Anzahl der Polen sich zu Gunsten der Russen und Deutschen um einige tausend Köpfe vermindert hat. Das Gouvernement Minsk allein ausgenommen, wo noch nicht 700 Menschen auf die □Meile kommen, sind die Bevölkerungsverhältnisse in keiner der angrenzenden ehemals polnischen oder baltisch-deutschen Provinzen so ungünstig wie in polnisch Livland. Während in Kurland, dessen östlicher Theil, Dank der polnisch-litthauischen Nachbarschaft, ziemlich verkommen ist, immer noch 1200 Bewohner auf der □Meile wohnen, zählt dieselbe in „Infland“ bloß 900 Menschen. Die verhältnißmäßig bedeutende Anzahl der Russen erklärt sich aus der Anlegung einzelner aus altgläubigen Sektirern bestehenden Colonien, welche z. B. den zwischen Düna und Kreslaw liegenden Flecken Uszwalda ausschließlich bewohnen. In den übrigen Theilen des Landes begegnet man Russen, wenn diese nicht Militärs, Civilbeamte oder Popen sind, nur höchst selten. Die Letten wohnen, wie erwähnt, nicht in Dörfern, sondern auf einzelnen Höfen, die Juden haben ihre Sitze in den Flecken, von denen aus sie das Flachland durchstreifen, in der Regel um zum Vorabend des Sabbath in die Heimath zurückzukehren. An einzelnen Orten, z. B. in dem eine halbe Meile von Kreuzburg gelegenen Städtchen Trentelberg, findet sich schlechterdings kein christlicher Bewohner. Am Vorabend des dem Dienste Jehovahs geweihten Tages gewährt dieses Städtchen einen Anblick, dessen eigenthümlichem Zauber sich Niemand entziehen kann, wer Sinn und Verstandniß für die unvergleichliche Treue hat, mit welcher dieses merkwürdige Volk an den heiligen Bräuchen hängt, die seine Väter aus dem fernen Strande Palästinas in den Norden mitgebracht haben. Führt man Abends durch das Städtchen, so glänzt aus jedem Fenster, auch dem der ärmsten Hütte, das Licht des dreiarmligen silbernen Leuchters, um welchen die Familie sich versammelt hat, um das Weizenbrod und das Huhn zu verzehren, das die Hausfrau nach uraltem Brauch in Butter gesotten dem Hausvater vorsetzt. Keinlich gekleidet umstehen Frau und Kinder den mit schwarzem seidenglänzenden Rockelorn geschmückten Hausherrn in ehrfurchtsvollem Schweigen. Der arme Krämer, der sechs Tage lang beladen von der schweren Last seines Bündels durch das Land geklüchtet ist, von den Spöttereien des Bauern, den Flüchen und Mißhand-

lungen des Soldaten begleitet, am Tage seines Gottes fühlt er sich als den Träger uraltheiliger Verheißung, als den Repräsentanten des auserwählten Volks. Hier, wie allenthalben auf polnischer Erde, gelten noch die orthodoxen Satzungen der Mischna und Gemara in ihrer ursprünglichen Strenge; ist das festliche Mahl beendet, so schnallt der Hausherr sich die Tafeln mit den zehn Geboten an Stirn und Hände, wendet sein Antlitz nach Osten und spricht die Gebete. Die Synagoge, hier das einzige Gotteshaus des Orts, besucht der verheirathete Jude nie anders als im flatternden, orientalisches zugeschnittenen Sterbemantel, und dem Reisenden, der Abends durch die Gassen des Städtchens eilt, schallt aus dem stillen Heiligthum des gedrücktsten Volks der Erde noch immer der stolze Siegesruf der alten Makkabäerfürsten in's Ohr: *Mi kamoka baëlim Jehovah* — Wer unter den Göttern ist wie du Jehovah!

So finden sich in dem polnischen Livland all' die Merkmale ächt polnischer Entwicklung: Isolation des Adels, Verwilderung des Bauernstandes, Herrschaft des jüdischen Elements auf dem wirtschaftlich-industriellen Gebiet, so weit ein solches überhaupt vorhanden ist, in ungeschminktester Weise wieder. Und doch liegt diese kleine polnische Welt von den Centren polnischen Lebens weit ab, ist sie zwischen deutschen und russischen Einflüssen eingeklemmt, und selbst von Litthauen durch den breiten Strom der Düna und einem Zipfel kurländischen Oberlandes, der erst südlich von Dünaburg aufhört, geschieden. Aber als sei die innere Wahlverwandtschaft zwischen den Bewohnern Inlands und dem litthauisch-polnischen Wesen unbesieglich, sie hat allen geographischen und politischen Schwierigkeiten bis in die Neuzeit getrozt; ja es ist den insländischen Polen vielfach gelungen, ihre Nachbarn, die kurlischen Oberländer des illuzischen Kreises, die sich auf ihr Kurländerthum sonst nicht wenig zu Gute thun, mit in das polnische Wesen zu ziehen und dadurch eine Brücke nach Litthauen zu gewinnen. Die Gutsbesitzer dieses östlichsten Theils der kurlischen Erde sind die einzigen baltischen Deutschen, welche eine gewisse Sympathie für das polnische Wesen zeigen, die Sitten ihrer Nachbarn anzunehmen nicht ganz verschmäht haben, ja die Interessen und Anschauungen derselben in gewissem Sinne theilen. Die Zeiten, in denen dieser oberländische Adel für den eifrigsten Gegner der Vereinigung Kurlands mit der russischen Monarchie galt und einen Anschluß an die polnische Nationalpartei für im Interesse Kurlands geboten hielt, die Tage, in denen der Deputirte von Illuzt dem russischen Gesandten auf offener Straße ein „*Haful*“ (der Jagdruf, mit welchem die Annäherung eines Wolfs bezeichnet wird) entgegenrief und mit seinen Nachbarn das Mitauer Ritterhaus verließ, als die Majorität der Landtagsmitglieder die Unterwerfung unter das Scepter der zweiten Katharina votirte — sie sind

zwar längst vorüber und zur Sage geworden — aber die Oberländer gelten ihren speciellen Landsleuten immer noch für halbe Polen und sind ihrer rauhen Sitten und ihrer derben Ungefügigkeit wegen in ganz Kurland berühmt. Während in den übrigen Theilen des Landes nirgend andere wie lutherisch-litthaische Bauern zu finden sind, besteht die Bevölkerung der Dünaburg benachbarten kurischen Güter aus einem bunten Gemisch von verkommenen polnischen Schlächtigen (kleinen Edelleute) und Ddnodworzen (Einhöfern), litthaischen Flüchtlingen, altgläubigen Russen und versprengten Samogitiern, die ein Kauderwelsch reden, das außer ihnen selbst nur der unentbehrliche jüdische Factor verstehen kann und die durch ihre Rohheit und Unehrllichkeit weit und breit verächtigt sind: die übeln Eigenschaften, welche wir an den Bewohnern Inlands gewahr geworden, finden sich hier wenn auch in moderirten Proportionen wieder. Die Edelleute, welche über diesem zusammengelaufenen Gefindel als Gutbesitzer das Scepter zu führen haben, sind als stolze, ungebändigte Männer von herculischer Gestalt und starrer Treue gegen gewisse Traditionen des Faustrechts bekannt. Ihrer Rede ist häufig ein kräftiger polnischer Fluch beigemischt, ihren sarmatischen Nachbarn zu Liebe haben sie die Sitte, frohe Abende mit einem Glase polnischen Punsch und einer Partie Phraao oder Landsknecht zu beschließen, beibehalten und der Zweikampf („zehn Schritt, gezogene Läufe mit Fettklappen und mindestens zwei Kugeln“ bilden das Ordinarium) steht bei ihnen noch in religiösem Ansehen. Der Sage nach sollen sie von den Landboten der alten Republik auch die Gewohnheit angenommen haben, in politischen Dingen keinen Widerspruch zu dulden: vielleicht lebt jener wackere Freiherr v. G. noch heute, der auf die Kirchspielsversammlungen stets ein paar Pistolen mitzunehmen und diese nach Verlautbarung seiner Stellung zu den brennenden Fragen mit den Worten: „Das, meine Herren ist meine Meinung, und wer anderer Ansicht ist, ist ein S—t“ ruhig auf den Conferenztisch zu legen pflegte. Nicht ganz erweisbar, aber unter allen Umständen höchst charakteristisch, ist die landläufige Erzählung von der Art und Weise der Publication der Regierungsvorschriften im Inlitschen Theil des Oberlandes: die von Hof zu Hof getragenen Circulairschreiben werden nicht, wie sonst üblich, mit dem „Bidi“ des Gutsherrn unterschrieben, sondern mit einer Pistolenkugel durchschossen! So sieht es im Oberlande aus. Daß dieser mehr oder minder von polnisch-litthaisch-inländischen Einflüssen berührte Felsen kurischer Erde der Verbindung des polnischen Livlands mit den benachbarten Gouvernements Wilna und Kowno keine erheblichen Schwierigkeiten entgegensetzen kann, ergibt sich — ganz abgesehen von der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, — schon aus der geographischen Configuration desselben: wenige Stunden reichen hin, um von dem inländischen Ufer der Düna an die litthaische Grenze zu gelangen. Im äußersten Osten

kann das Stückchen Kurland, welches diese beiden ehemals polnischen Länder von einander trennt, sogar in einer halben Stunde durchritten werden, und was in der ungelichteten Wildniß der Wälder dieses Grenzstrichs vor sich geht, entzieht sich dem Auge der Sonne beinahe ebenso, wie dem der Polizei.

Bis in die Gegenwart herein haben sich die polnischen Traditionen und die Beziehungen zu Warschau und Wilna in Inland ungeschwächt erhalten und allen Strafgesetzen des Belagerungszustandes und seiner unerbittlichen Executoren gespottet. Wie lange dieses Land dem russischen Einfluß widerstehen und jenem polnischen Wesen, das ihm niemals wahren Segen gebracht hat, anhangen wird, wissen wir nicht. Der deutschen Gesittung ist es für immer verloren gegangen und die Liv- und Kurländer haben sogar die ihnen wiederholt gebotene Gelegenheit, den früheren Zusammenhang mit dieser Landschaft wiederherzustellen, in richtiger Würdigung der gegebenen Verhältnisse consequent zurückgewiesen. Dazu kommt, daß die Bodenverhältnisse Inlands so wenig verlockend sind, daß sich weder deutsche noch lettische Livländer leicht entschließen, die seit dem letzten Aufstande zu Spottpreisen ausgebotenen Güter politisch compromittirter Polen anzukaufen und ihrem angeborenen Colonisationstriebe nachzugeben — mögen die Russen selbst sehen, wie sie es fertig bringen, diesen verwilderten Landstrich einer Art von Cultur zuzuführen.

Anderß steht es in Samogitien, dem südlichen Grenzlande Kurlands, das zwar noch zwei Jahrhunderte früher der deutschen Ordensherrschaft entrissen und polonisiert worden ist, dafür aber den Vorzug größerer Fruchtbarkeit und günstigerer Bodenverhältnisse hat und zudem der preußischen Grenze und damit der germanischen Cultur näher liegt. Von diesem Lande und seiner Bedeutung für die baltisch-deutsche Colonisation soll ein andermal die Rede sein — polnisch-Livland ist und bleibt dem Einfluß seiner westlichen Nachbarn verloren.

---

### Univerfelle Münzeinheit.

Die deutschen Münzzustände können offenbar nicht bleiben wie sie sind. Es widerstreitet dem Begriff der nationalen Einheit, dem Bewußtsein Aller, und den wichtigsten Interessen des Verkehrs, daß Süddeutschland fortfahre, andere Münzen zu gebrauchen als Norddeutschland, ja daß innerhalb des norddeutschen Bundes sogar noch Verschiedenheiten bestehen. Die jüngste Zeit hat zwar einen Theil dieser Unterschiede verwischt, indem Schleswig-